

# Adalbert Stifter

Autor(en): **Karlweis, Marta**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853407>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Adalbert Stifter

von Marta Karlweis

Die nachfolgende Gegenüberstellung der beiden großen österreichischen Dichter bildet den Endabschnitt einer breiter angelegten Studie, in der versucht worden ist, aus dem rätselhaften, ja unheimlichen Widerspruch zwischen Adalbert Stifters Leben und seinem gewaltsamen Tode das Bild des Menschen und seines Werkes erstehen zu lassen. Die vorangehenden Teile behandeln Stifters Jugend, seine Ehe, die Umwelt, Heimat und Staat, die Werke als Spiegel der Seele und des Lebens, das Verhältnis zu Körper und Geist. Stifters Begriff von sittlicher Freiheit kommt zur Sprache bei Betrachtung seines Verhaltens während der Revolution von 1848; hier erhebt auch das Gegenbild Grillparzer sein mächtiges Haupt.

Stifter hat sich in Gedanken und Worten stets unter Grillparzer gestellt. Als er in dem Pensionierungsgesuch, das sein Vorgesetzter für ihn einreichte, mit Grillparzer in eine Linie erhoben wurde, wies er dies ausdrücklich und erschrocken zurück. « Mein Freund Kriegs-Au stellt mich in seinem letzten Schreiben neben Grillparzer, was ich nicht zugeben kann. Grillparzer ist weit über mir, ja er dürfte für jetzt der größte deutsche Dichter sein. »

Für jetzt will sagen: seit Goethes Tod und ehe der Heiland kommt, Verschmelzung von Goethes und Schillers Geist, an die er mit naiver Inbrunst geglaubt und dessen über Deutschland aufschwebenden Stern er mit dem inneren Auge so erschaut hat, wie der gläubige Jude den Messias schaut. Bis dahin aber ist Grillparzer der Statthalter Gottes auf Erden, denn ohne Hierarchie faßt Stifter die Welt nicht, in diesem Sinn ist jeder Künstler Katholik. Aber kühn hinausschwärmend über eherne Gebote, die jede Rebellion verdammen, bricht Stifters sehnsüchtige Liebe auf zu dem einsamen hohen und trotzigem Geist, der das Wort vom « schändlichen Mystizismus des Christentums, der eher Sünden verzeiht als Mangel an Hingebung, die sie Liebe nennen », in seine Tagebücher gräbt, der von einem Weibe hinschreibt: « Wie ein Säufer in Wein, so betrinkt sie sich in Musik. Sie ist ihrer selbst nicht mehr mächtig, wenn sie gute Musik gehört hat. » Grillparzer hat

sich selbst der Grundeigenschaft Lucifers, des Hochmuts geziehen, und zwar jener der zwei von ihm charakterisierten Spielarten, die « aus Geringschätzung der andern entsteht. » Dieser Hochmut « ist immer beleidigend. In meiner Natur ist nur von letzterem. Tant pis! »

Von allen Qualen und Zweifeln des abgesonderten Genies verzehrt, hat sich Grillparzer selbst mit seinem Streben, sich der Poesie zu entziehen und im gewöhnlichen Leben unterzutauchen, eine Art Ludwig XV. genannt, « der, indes er wollüstig die Vorteile seines hohen Amtes genoß, sich den Anforderungen seiner Bürde gemein-idealisiert durch zu entziehen strebte, daß er sich gern als Privatmann dachte; knickerig ein Privatvermögen sammelte, indes er das öffentliche vergeudetete und hoffte, sich um so mehr als Mensch zu fühlen, je schlechter er sich als König erkennen mußte. »

Es ist Stifters Idealbild und Freund, der die unerbittliche Anmerkung machte, daß Menschen, die zur Liebe fähiger sind als andere, weniger Naturgefühl besitzen. Der mit Spürhund und Blendlaterne ausgerüstet war, um das Versteckte und Verderbte überall in Welt und Seele aufzustoßern und zu stellen. Der Ehebrecher und Realist; der unter dem Druck der übermächtigen Umwelt geknebelte Rebell. Der sich selber zum König und Kaiser macht in seinen Träumen, wo Stifter immer nur Volk ist. Mögen einzelnen von Stifters Figuren auch die Obliegenheiten der Herren verliehen sein, ihre Attribute und spezifischen Eigenschaften sind es nie. Bei Grillparzer aber hat noch die Angehörige des niedrigsten Standes, die Hausiererinnen und Greislerstochter Barbara in ihrem entschlossenen Zugreifen und Handeln, in der Art, wie sie Ungebühr selbst des Vaters gleichsam vom Tisch wegfeht, wie sie sich bewußt und resolut mit dem Möglichen zurechtsetzt, da das Holde schwach ist und unmöglich erscheint, selbst sie, die im halbunterirdischen Gewölbe Erbsen liest, hat etwas von der Regentin. Stumm wie eine Gestalt von Stifter ist sie freilich auch. Fast stumm sind viele von Grillparzers zauberischen Frauengestalten, lebhaft und laut ist, wie bei Stifter, nur das zigeunerische Wesen, die Jüdin Rahel von Toledo. Dennoch wie anders der Art nach ist Stummheit hier als dort. Stifters Gestalten schweigen, weil Bäume und Blumen nur eine sehr geheimnisvolle Sprache haben. Grillparzers Rudolf II. schweigt, weil ihn die Last der Welt zermalmt. Stifters Gestalten sind schweigsam, die von Grillparzer gehemmt, diese verschlossen, ja verbissen, jene bescheiden und diskret. Gemeinsam entsprungen aus österreichischer Wesensart, die selbst, wo sie schwätzt, die Dinge lieber halb benennt

als allzu ganz, hat diese Wortkargheit der Gestalten bei jedem der beiden Dichter dennoch ihre Besonderheit. Der *Gehemmte fühlt*, selbst wenn er ihn nicht benennen kann, den Druck und Knäuel des Verschwiegenen; der gelassen Schweigende hat es viel gründlicher in sich bewältigt, es sei denn, er befinde sich noch im Stande der Unschuld. Aber dann wäre er ein Schwachsinniger oder ein Tier. Verschwiegen, das heißt in Haft gehalten, wird, da es sich bei beiden Männern um außerordentlich hohe, ja einzigartige sittliche Potenzen handelt, das Häßliche und Böse. Denn genau so verschieden wie das Schweigen ihrer Geschöpfe, ist das Verhalten der beiden Schaffenden zum Bösen.

Ehe wir uns aber durch solche Forschung, wenn auch mit Scheu, auf einsam engem Wege bis in den inneren Vorhof von Stifters Geheimnis heranwagen – denn jäh um eine Ecke herumbiegend muß uns der Weg hinführen – fühlen wir uns gedrungen, noch einen Blick auf seine Mitwelt zu werfen.

\*

Im Vergleich zu früheren Jahrhunderten ist Oesterreich nun mehr oder weniger von Deutschland abgeriegelt. Zudem wird von Hof und Adel durch seine Exponenten, die Minister, der Bevölkerung eine religiöse Überzeugung aufgedrängt, die sich zu leicht, unbeschadet aller persönlichen Gutgläubigkeit, nach dem panischen Schrecken der Revolution als kirchlich-absolutistisches Zuchtmittel erweist. Denn dem Lande leuchtet kein großes Mutterherz, das thesesianische Zeitalter ist hinweggesunken, nur ein Goldsaum färbt noch den Himmel der edelsten Oesterreicher. Von oben her geistig bedrückt, von allen Seiten geistig eingeschnürt, hebt die Mehrzahl der Gebildeten schon aus Trotz die Köpfe nach Norden, festen Glaubens, dort sei atembare Luft. Selbst Grillparzer, von Grund auf Oesterreicher, spricht gelegentlich von « lutherischen Lichtfreunden in Preußen », wie denn auch seine Geistesheimat mehr fritzisch-josephinisch ist als thesesianisch. (Obwohl gewiß nicht von sonstiger Vorliebe für die Deutschen bei ihm die Rede sein kann. Indessen ist ja die einzige Nation, von der er einmal sagt, er habe sie immer geliebt, die spanische, mit der er außer in Dichtung und Historie niemals in Berührung kam. Da er von der Sucht nach Enttäuschungen befallen war wie andere von der Trunksucht, muß es einem Genius wie dem seinigen nicht schwer gefallen sein, sich Enttäuschungen zu verschaffen. Auch hierin ist er ganz Wiener; freilich nach seinen Maßen ins Gallig-Grandiose gesteigert.) In der Tat nehmen

die gebildeten mittleren Stände in Oesterreich um diese Zeit langsam eine Art preußische Prägung an, welcher Vorgang durch den Krieg von 66 keine Unterbrechung erfuhr. Im Gegenteil; die vordringlichere Art des Nordens wurde durch Preußens wachsendes Prestige gestützt. Sodann hatte die Revolution den fremdsprachigen Stämmen Oesterreichs den Rücken gesteuert; ein halb auftrumpfendes Deutschtum, vielleicht in Unterströmen genährt durch jenes nach Norden blickende Bürgertum, und darum mit einer Art zänkischer Bosheit von « oben » durchkreuzt, war die unmittelbare Folge. In dieser unglücklichen Epoche hat sich Oesterreich an seiner Sendung, der Konziliation der Gegensätze, der *media via* zwischen Ost und West, zwischen Norden und Süden, so arg und so gründlich versündigt, daß der schreckliche Erfolg in unsern Tagen nicht ausbleiben konnte. Welcher Weisheit, welcher schöpferischen Naivität, welcher Liebe hätten die Regierenden bedurft, um etwa die Einheit Böhmens mit den Erblanden zu konzipieren, wie es Stifter, ja wie es der skeptische Realist Grillparzer kraft natürlicher Anlage getan hat? Diese aber waren Poeten, waren Männer des Geistes und wie allenthalben, wo deutsch regiert wird, schon darum abgeschnitten von jeder Fühlung mit dem Gang der Geschäfte. Beide standen im Staatsdienst, beide vergeblich. Zwar bei Grillparzer bleibt es fraglich, trotz seiner politischen Kompetenz, auf welcher Höhe und in welchem Winkel der empirischen Welt sein Tun und Lassen nicht das Kainszeichen der Vergeblichkeit getragen hätte. Allein auch des gläubigen und sanften Stifter Situation, als er den Staatsdienst als schwer ermüdeten Mensch verließ, war kläglich genug. Es hat sogar an Unbilden « höheren Orts » nicht gefehlt. Als er schied, übersandte man ihm zwar Titel und Orden, aber nicht ein einziger seiner Verbesserungsvorschläge, deren er viele gleichfalls mit Kompetenz und Eifer gearbeitet hatte, wurde auch nur der ernststen Beachtung würdig gehalten. Weil man ihm das volle Ruhegehalt auszahlte, auf das er nach der Zahl seiner Dienstjahre noch keinen Anspruch hatte, redete und schrieb er von der Großmut, die der Staat an ihm geübt habe. Mag dies, nach jahrelanger Not und Qual, eine augenblickliche Aufwallung gewesen sein, so zeigt doch die Wahl des Ausdrucks eine kaum mehr zu ertragende Bescheidenheit oder besser Bescheidung. Oesterreich verknöcherte täglich, ja gleichsam stündlich mehr zum Beamtenstaat. Es ist kein Lebendiges, in das Stifter sich noch scheidend mit solcher Demut fügt, nur Traum und Liebe sehen dort noch Gesetz, wo längst kurzatmige Nötigung die Regierenden von Verordnung zu Verordnung

treibt. Kein Zweifel ist darüber möglich, daß Stifter den Übelstand nicht aufs bitterste empfunden habe, Briefstellen bezeugen es. Allein Traum und Liebe hielten ihm ein glorreiches Gebilde aufrecht, das er mit Namen Oesterreich benannte. Der Krieg von 66 warf ihn aufs Krankenbett, er empfand ihn als ungerecht. Seine Sensibilität in Dingen des Rechts und der Gerechtigkeit war genau so geisterhaft gesteigert, wie es diese entscheidendste Fähigkeit der Dichterseele sein muß. Man kann sagen: Gerechtigkeit ist das Protoplasma, aus dem der Poet geboren wird. Gerechtigkeit setzt voraus einen unvollkommenen Weltstand, denn in der Vollkommenheit des Paradieses hebt sie sich selber auf. Geübte Gerechtigkeit ist darum nicht denkbar ohne Anerkennung des Bösen; am Bösen haftet sie wie an den Körpern das Licht, und mit dem Bösen, am jüngsten Tag, muß sie zugrunde gehen.

Das dichterische Ingenium, unlösbar mit Gerechtigkeit verbunden, muß sich daher notwendig auch mit dem Bösen beschäftigen.

Hier ist der Punkt, an dem alles Reden und Schreien über Stifters Weltfremdheit, seinen sich selbst betrügenden Optimismus, Stelzhamers naiver Ausruf: er kennt die Menschen nicht, und er kennt sich selbst nicht! zu Belanglosigkeit zusammenschrumpft. Denn aus ganz anderen Tiefen stammt das Unzulängliche dieses großen Menschen. Er kannte die Leute wohl. Er kannte sich selber wohl. Was hätte es damit auch gar so Bedeutendes auf sich? Aber er anerkannte das Böse nicht. Er anerkannte das Furchtbare, das Schreckliche und seine schauernde schuld- und bewußtlose Grausamkeit nur in der Natur. Darum ist er nirgends so groß wie in der Darstellung langsam würgender Naturvorgänge. Sie haben eine lebenswichtige Funktion in seinem Werk. Der himmlisch leichte, weiße, mörderische Schnee hat es ihm angetan. In seinem Zeichen wurde er geboren. In seinem Zeichen wurde er zu Grabe getragen. Im Bild des erbarmungslosen Naturgeschehens hat er den Tod anerkannt. Aber das Böse hat er mit der gleichen bäurischen Stetigkeit, mit der er seiner epischen Sendung diente, aus seiner Welt und aus seinem Werke fortgedrängt. Wäre nicht die kristallene Hoheit seiner inneren Führung, Leben und Werk müßten ihm auseinanderfließen wie Teig. Denn es wird die Welt, wie sie einmal ist, durch das Böse ebenso zusammengehalten wie durch das Gute.

An ihr hat nicht Stifter der Mensch durch Schwäche, sondern Stifter der Poet durch Willkür gefehlt.

Wir mögen uns aber stellen wie wir wollen, es steht das Böse in unserer Welt im Zusammenhang mit dem Geheimnis von Begierde

und Zeugung. Als Stifter seinen Pakt mit dem Fleische schloß, bannte er es zugleich, indem er den geheiligten Bund der Ehe aufrichtete. Er hat ihn nie gebrochen. Das Siegel, schwer wie ein Meteorit, lag auf allen Zeugungskräften des Bösen. Nie im Werk, nie im Leben, denn nur bei den Geringen ist da eine Trennung möglich, brechen die als böse gebrandmarkten Leidenschaften hervor. Abermals sind es wieder nur die Geringen, denen gestattet wird, beladen mit solcher Verschuldung an der Wirklichkeit der Welt friedlich ihre Straße zu ziehen. An den echten Kindern Gottes wird alles heimgesucht.

Stifters Wort: « Grillparzer ist weit über mir », erhält nun eine besondere, eine unheimliche Bedeutung. Für Grillparzer, den trocken glimmenden Hagestolz, gibt es weder Pakt noch heiligenden Bund. Verfällt er dem Weibe, so verfällt er den Sinnen, weit aufgerissenen Auges, immer allein. Von Liebe träumt er nur, träumt wunderbar! aber wenn es darauf ankommt, glaubt er nicht an sie. « Der schändliche Mystizismus einer Hingebung, die sie Liebe nennen. » An den Frauen, die ihn lieben, sucht er emsig das Negative, denn der Hagestolz muß recht behalten, das ist ihm gesetzt, sonst müßte er ja um seiner Unschmelzbarkeit willen bei lebendigem Leibe zur Hölle fahren. Und er behält immer recht, welcher Mensch, welches Ding dieser Erde erträgt den Maßstab, mit dem einer die Welt mißt, der gegen sie recht behalten muß? Immer sind die Einzelgänger dieser Art mit einem Funken von Luzifers Geist und mit einem Abglanz vom Zauber des gefallenen Engels ausgerüstet. Aber nur ein umfassendes Genie vermag sie vor dem Schicksal zu behüten, am Ende nichts zu sein als ein trüber Gast. Grillparzer besaß es. Und er besaß noch eins, ein tief erkanntes, unwandelbar gehegtes Gut: seine Erde, die er liebte, und was ihr entspringt, sein Volk. Sie war indes fast stumm, diese Liebe, gehemmt wie alles andere. Seine Werke schenkte er dem Volk nicht, hadernd mit der Regierung, verbissener Dulder mehr als Held. Gewiß, er wollte « sein mit Macht herannahendes Alter » nicht den Häßlichkeiten, den Demütigungen eines Kampfes mit dem Subalternsten der Subalternen, dem Zensurbüttel aussetzen. Es weiß der nichts vom Künstler, der ihm solchen im voraus beleidigten Stolz als Fehler oder als « österreichische » Charakterschwäche anrechnet. Das ist Unsinn. Zudem wäre nur ein weltunerfahrener Schwärmer gegen die Übermacht der beinernen Esel angerannt. Aber ein Leichtes wäre es gewesen, die Werke im Lande der « lutherischen Lichtfreunde » drucken zu lassen. Dies tat er jedoch mitnichten. « Ein rechtschaffener Mann », so schreibt er, « fügt sich den

Gesetzen seines Vaterlandes, auch wenn sie absurd sind.» Wann wäre ein Mann von Geist um Spiegelfechtereien verlegen, die dem Auge den Blick in die Abgründe seiner Seele unmöglich machen? Grillparzer hat sich an allem gerächt, unablässig gerächt, was er sehnsüchtig zu begehren sich gedrungen fühlte, ja selbst für seine herrlichen Träume von der Liebe mußte er sich rächen. Er verfuhr mit Oesterreich, mit der Welt nicht anders wie mit dem Weibe, das ihm anhing. Die reichlich mit Schmerzen bezahlte Seligkeit, die ihm das heimliche Wirken an seinen Schöpfungen gewährte, mußten ihm die Geschöpfe büßen, indem er sie noch blühenden Atems in Schrank und Schrein vergrub. «Sollen sie's nach meinem Tode drucken.» Etwa «weil Deutschland dann wieder poetisch sein wird»? So schreibt er in der Tat. Man hat diese Worte ernst genommen, das beweist, wie wenig sein prophetischer Geist begriffen wird. Wie könnte man sonst den blutigen Hohn verkennen? Es steht vielmehr so, daß er nach seinem Tode vor Lust und Pein in der Ewigkeit geborgen zu sein hofft. Stets schwebt ihm das Recht auf Lippe und Stirn. Zug der Sympathie – im Französischen heißt der Magnet: L'aimant – kennt er nicht, es sei denn der dadurch schon entwertete Zug zu Weibern. Ein Mensch tritt ihm erst näher, wenn er eine Handlung von ihm erfahren hat, die ihn «als Ehrenmann verrät». Weit mehr aber verrät Grillparzer durch diese Notiz die ewige Präsenthaltung des Bösen, die dem Fanatiker der Gerechtigkeit so unentbehrlich ist.

Eindeutig schießt das Böse, wo er es am tiefsten, also poetisch, faßt, aus jenem Dunkel, das die Geheimnisse des Geschlechts umhüllt, Verrat (Medea, Sappho), offener Mord (Bruderzwist), geheimer Mord (Jüdin, das Kloster von Sendomir), Betrug (Zawisch und die Königin in Ottokar) und alles vereint im «Treuen Diener seines Herrn» in jedem Falle schlüpft die Sündenschlange aus dem Ei der Liebe. Grillparzer kennt zwar – er hat ihn oft genug geschlossen – den Pakt mit dem Fleisch, allein er vermag nicht zu glauben, daß ein heiligender Bund mit ihm errichtet werden kann. So erhält seine qualvoll-wunderliche Nicht-Ehe mit Kathi Fröhlich dieselbe symbolische Bedeutung wie Stifters nie gebrochene Ehe mit der Frau, die noch sein Grabmal in ihrer dumpfen Kleinheit mißverstand.

Als Grillparzer starb, im hohen Alter, wie es dem echtbürtigen, gleichsam aus der Ewigkeit stammenden Hagestolz zukommt, wollte der Engel, der sein Lebensbuch geschrieben hatte, den Titel darüber setzen, ehe er das Vollendete zu Gottes Thron emportrug. Nachdenklich



fügte er die Buchstaben aneinander. Da er die Lilienfinger aufhob, lautete die Inschrift: Der arme Grillparzer. Aber die Worte waren aus Sternen gebildet.

Ganz anders als der zürnende, im Hader noch seinen Willen übende ältere Freund, war Stifter der Mitwelt vor seinem Tode schon gestorben. Viel schwerer, weil ohne den Gegenstoß von Zorn und Spott, lastete auf ihm das Geschick, daß er zwar keinen Fußbreit aus dem Raum, wohl aber völlig aus der Zeit seiner Nation geschwunden war. Ein Oesterreich, das Männer seiner Art hervorbrachte, gab es nicht mehr. Das heransiegende Deutschland, ein anderes als jenes, das mit mächtigen Geistesarmen aus dem achtzehnten Jahrhundert heraufgegriffen hatte, wußte sich vor lärmender Freude über seine reale Gegenwart gar nicht zu fassen. Die Gründerzeit kündigte sich an. Weniger war nie ein Volk, nie eine Epoche gestimmt, Landschaften wie den Lautersee oder so zarte Gestaltungen, die samt und sonders hinlebten auf ein unvorstellbar Höheres, als es dies eigene, vielgerühmte Dasein war, so reine Profile, wie Jünglinge und Mädchen auf einem antiken Tempelrelief, mit willigem Gemüte zu erfassen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß er sein reifes Spätwerk ganz bewußt dieser Zeit entgegen und keine Zeile ihrem Strom gehorsam dichtete. Die Absonderung, in der er lebte, offenbart hier ihren Sinn. Bei aller Naturwüchsigkeit seines Stiles ist ein schwerer ernster Bauerntrotz, ein unwilliges Beharren in der völlig erkannten und ausgebildeten Eigenart nicht zu verkennen. Die herrschende Gegenwart nimmt jedoch einen solchen Fehdehandschuh niemals auf. Das Elend des vertriebenen Dichters in der Fremde ist seit Jahrhunderten geklagt worden; die Exilierten der Zeit sind weniger beredt, weil ihr Geschick fast nur den Betroffenen faßlich und noch mehr ein Grauen ist als ein Siechtum.

Der *Witiko*, Krone eines epischen Schaffens, ist eine wahre Märtyrerkrone geworden. Sehr viele Briefstellen bezeugen, daß der Dichter sich mit fast übermenschlicher Anspannung ans Ende rang. Es wurde ein Werk nicht ganz von dieser Welt. Die Ausmerzung des Reizes ist zur völligen Askese geworden. Die immer wiederkehrenden unzähligen Namen, Wendungen und Bezeichnungen mögen dem Auge mit Recht als Sprößlinge der Epik von Homer bis zum mittelalterlichen Heldenlied erscheinen. Das Ohr, der Seele näher, vernimmt aber auch, gesammelt hingeneigt, die kultisch wiederholten Anrufungen der Litanen. Ein vom Kreuz der Sendung niedergedrücktes Gemüt vertraut

sich hier der Magie des Wortes. Alles Schmachhafte ist als schal erkannt und weggetilgt. Wie ein uralter mächtiger Maler, dem das Wunder der Farbe nur mehr ein Saum ist zwischen Licht und Schatten, hat Stifter dieses Werk geschaffen, wie ein Opfer der Selbstentäußerung hat er es dargebracht. Jene aber, für die es geschah, taten wie sie mußten und wie sie eh und je getan haben, sie tanzten um das goldene Kalb. Noch viel schwerer, noch viel tiefer als der *Nachsommer*, fiel der *Witiko* in sein offenes Grab.

Stifter besaß nicht die gallige Weisheit jenes großen bösen Mannes in Wien. Er verschloß nichts im Schrank. Seine Gebärde war die des Schenkenden. Nehmt was ich habe. Sie nahmen es nicht. Wir besitzen kein Zeugnis, daß er aufbegehrt oder beschlossen hätte, seine geöffneten Hände für immer zu schließen.

Allein das Jahr 67 bringt nur noch jenen schon früher erwähnten Bericht einer Schneekatastrophe im bayrischen Walde – wie deutlich die Struktur dieses Lebens mit wenigen Hauptzügen hervortritt! – und die kurzen Aufsätze über Kaiser Maximilians Tod in Mexiko und über Beziehung des Theaters zum Volk, alle drei in Zeitungen erschienen. Zwar ist sein Geist unablässig mit der Neugestaltung der alten « *Mappe* » beschäftigt; aber es gleicht dieses Kreisen der Gedanken um ein Werk eher einer rührenden und ehrwürdigen Gewohnheit als der alles beherrschenden Spannung echter Schöpferkraft. Die Totenstille um den *Witiko* übt ihre lähmende Wirkung wie ein ungreifbares Gift. Zu gewaltig war die Anstregung, zu groß die Enttäuschung. Dem Dichter, dem Diener am Wort, den seine Nation, seine Zeit nicht bestätigt, wird langsam auch die geistige Pulsader abgeschnürt, denn zwischen ihm und den privaten wie den gesellschaftlichen Zuständen seiner Mitwelt darf das Band nicht zerschnitten sein. Dieser Vorgang hat auf die Auferstehungskraft einer Dichtung keinen Einfluß: aber das zeitliche Absterben seines Werkes zieht unwiderstehlich die Seele des Dichters nach.

Am zweiten November 67, Allerseelentag, befand sich Stifter, wo er lang nicht gewesen, in Oberplan am Grab seiner Mutter. Ihrem Andenken hatten die Kinder eine steinerne Tafel gewidmet, er hatte die Arbeit in Linz überwacht und überwachte am rauhen Novembertag auch die Aufstellung des Grabmals. Diese Frühwinterreise zur toten Mutter war seine letzte Fahrt. Schatten und Schrecken umdüsterten sie. Es war aber auch in seinem Innern schon das Dunkle, Unausprechliche, das unbewußte Tasten und Suchen im Finsternen: wo wird die Tür aufgehen, wo wird sich die Falltür auftun, daß ich hinabstürze

in die Tiefe? Im lichtlosen Gewölbe seines Leibes war es die Krankheit, die an allen Organen, ja in der Faser seines Fleisches so innig wucherte, so still, so ganz sich selbst ergeben.

Da ich mit dem Mann Adalbert Stifter eintreten soll in die furchtbare Prüfungszeit seiner Todeskrankheit, will mir die Kraft versagen, noch einmal bin ich allen Zweifeln überliefert, die mich im Anfang schon geängstigt haben. Mir ist, ich sähe des Dichters Herz als einen Spiegel, die lauterste Wahrhaftigkeit sein Glas, Liebe sein silbernes Amalgam. Seinen Spiegel der Welt hält er mir entgegen, wie soll ich durch ihn hindurch, ohne ihn zu zertrümmern. Denn hinter diesem Spiegel ist geschehen, was geschehen ist.

Erst durch die Kraft des Gegensatzes wird die feste Form hervor gebracht, der ewige Widersacher hat sein Teil daran. Aus Dichten und Trachten aber hat Stifter den ewigen Widerpart gebannt, das Böse. Das Böse in allen Abwandlungen des Fleisches, als Lust, als Marter, als Schmutz, als Gestank und Qual, selbst Krankheit und Tod, weil an das Fleisch gebunden, sind weggewiesen aus seinem Werk.

So, als habe Gott seinen treuen Knecht dem Widersacher überantwortet, befällt ihn das Krebsleiden, Aufruhr des Fleisches in sich selbst, und zerstört ihm die Eingeweide.

Es hilft kein Pakt, keine Heiligung, keine Beschwörung pfleglicher Art, mit der er das Leibliche zeitlebens beschwichtigt hat. Nicht Sorgfalt, nicht mütterliches Wolltuch helfen. Hat sich das Böse ein Menschenleben lang gesammelt, um jene Form zu finden, in der es einzig an ihn heran kann? Hochaufgestaut als Springflut stürzt es über ihn mit allen seinen furchtbaren Attributen. Wie Reinheit das Kleid der Seele, so war nach Stifters Glauben Reinlichkeit das natürliche Gewand des Leibes. Aus beiden stammte fleckenlos die Würde. Der Vernunftwürde im Bereich des Geistes entsprach im Körperlichen der Begriff des Anstandes, mit dem sein volkshaftes bäuerliches Ehrbedürfnis tief verbunden war. In den Schmerzen nicht, nein: in den schrecklichen Demütigungen der Krankheit, die in ihrem letzten Stadium mit entsetzlicher Folgerichtigkeit das Unterste zu oberst kehrt, liegt das Unerträgliche. Wie, dieses Fleisch, mit dem er paktiert, mit dem er den Bund aufgerichtet, dieser Leib, den er gehegt hat wie einen Garten, sie machen sich zum geilen Bett des Unrats? Da rast jetzt alles heran, was er zeitlebens nicht zu sehen geruht hat, die Qualen, die ekelhafte Körperschmach, das unterjochte Niederträchtige einer mit Atlas-

kräften hochgehaltenen Welt? Soll ihm nun doch der Sinn des Gelebten verkehrt werden in Wahnsinn? Da erhebt sich die endlose Sanftmut und ist wie ein Löwe. Da erstarrt die unerschöpfliche Geduld zu stählernem Willen. Begrabene Bauernkindheit bricht herauf: wie schlachtet man ein Tier?! Aus hundert Mäulern geifert ihn das Böse an: erkenne mich! Er erkennt es. Er erkennt, daß er eine Zinspflicht verweigert hat dem ewigen Widerpart des Guten. Gib deinen Glauben! schreien die Folterknechte; da reißt er den geschliffenen Stahl durch die Kehle und gibt den Leib.

Da das Opferblut dem durchschnittenen Hals entströmt, ist kein Sterblicher mehr «über ihm». Eine Welt ist vollendet im Bösen wie im Guten, mit dunklen Körpern und mit lichten Strahlen. Unten im Irdischen liegt das entblutete Haupt eines großen Liebenden, über dessen Lippen nie ein Hauch des Hasses oder der Mißachtung kam. Sein Angesicht erhebe sich über uns Kindern der Zeit und schenke uns Frieden.

\*